

# Keller voller Rauch

VON STEFAN HENTZ, HAMBURG

**A**ch, diese zarten Rauchwolken. Diese weißen Schlieren, die Männer in schwarzen Anzügen einhüllen. Diese niedrigen Keller mit ihren harten Schatten. Kaum ein Jazzfoto kommt ohne sie aus. Von Anfang an zählen sie zu den Konstanten in der Bilderwelt dieser Musik. Sie umreißen Geschichten, liefern Hintergründe und Atmosphären, transportieren die Botschaft von nächtlicher Freiheit, Individualität und Coolness. Ohne sie wäre die Geschichte des Jazz eine andere.

Der Jazz ist nicht zu trennen von der Entwicklung seiner Dokumentation. Die Schallplatte fror den Klang des Augenblicks ein, der Rundfunk verbreitete die Botschaft von der neuen Musik über die Welt, aber es war die Fotografie, die diese neuen Klänge deutete. Schon E. J. Bellocqs Storyville-Portraits, auf denen der in New Orleans lebende Fotograf 1912 seine im Milieu arbeitenden Nachbarinnen in Szene setzte und Musiker nicht zu sehen waren, bereiteten den Assoziationsboden, auf dem fünf Jahre später die erste Jazz-Schallplattenaufnahme von der Original New Orleans Jazz Band entstanden. Jazz, das war doch diese Musik aus der Stadt, wo Schweiß und Hormone strömten?

So weit der Rauch reicht, schillert das fotografische Bild des Jazz zwischen den Polen Dokumentation und Inszenierung. Da gibt es Fotografen, die ihr Equipment in die Höhlen der Musik schleppen und versuchen aufzufangen, was hier gerade passiert: die Musiker im Claireobscur der Keller, im Spiel zwischen dem Licht der häufig schwächelnden Scheinwerfer und dem tiefen Schwarz des Hintergrunds. Der distanzierte, analytische Blick von William Gottlieb schuf ein Klischee des „Golden Age of Jazz“, jener Phase, als den Bigbands die Luft dünn wurde und der Individualismus des Bebop zur dominanten Musikerhaltung wurde. Der Blue-Note-Mitbegründer und Fotograf Alfred Lion oder die britische Fotografin und Autorin Valerie Wilmer – als Begleiterin der Avantgarde der 60er-Jahre – führten diese Tradition weiter.

Auf der anderen Seite lächelt ein satter Louis Armstrong hinter den schicken Knickerbockers, die er sitzend vor dem Bauch kreuzt. Oder eine Bigband zeigt im gut ausgeleuchteten Studio die geölten Frisuren und den akkuraten Sitz der Bügelfalten ihrer Orchesterkluff vor. Schon früh pflegten Musiker ein Bewusstsein für das Ausdrucksmittel Mode und seine vielfältigen Wirkungen und legten größten Wert auf einen wohl inszenierten Auftritt. Scharfe Dresser waren immer cool: von den Grandseigneurs der Bigbandära über den hippen Chic der verschiedenen Fraktionen der

Stärker als die Musik prägt die Fotografie unsere Vorstellung vom Jazz. Der Fotograf William Claxton pendelt in „Jazzlife“ souverän zwischen Kitsch und Dokumentation



Scharfe Kontraste für schnittige Typen: Saxofonist **Stan Getz**, fotografiert von William Claxton vor einer Bühnentür auf der Cosmo Alley in Hollywood

Moderne und weiter zur Stilfixiertheit der heutigen jungen Löwen, die zum Eintritt in die heiligen Hallen des Schönen, Guten, Wahren selbstverständlich den Maßanzug angelegt haben. So war der Sprung nie weit zu den Inszenierungen der Modefotografie, die den Rauch besonders zart und die Schatten besonders schwarz zeichneten.

William Claxton ist der Fotograf, dem der Ausgleich zwischen den beiden Polen gelang. Zunächst ein Fotograf aus Begeisterung, eine Jazzkellerassel. Die Musiker lobten seine Kunst, der Kamera die Aggressivität zu nehmen, sich unsichtbar zu machen und sie nicht in ihrer Konzentration zu stören. So konnte Claxton das Erleben in den Clubs authentisch einfangen, nah wie vor ihm kein anderer. Schnell wurde der schlaksige junge Mann zu einer festen Größe in der weiß geprägten Jazzszene Kaliforniens und sein Gestaltungswille suchte nach weitergehenden Freiheiten.

Im Frühjahr 1952 entstanden die Fotos des Trompeters Chet Baker, mit denen Claxton das Image des Jazz für immer veränderte. Der Jazz war endgültig weiß geworden, ein Intensitätsgenerator, der die Assoziationsketten von existenzieller Sinnkrise und blühender Sinnlichkeit in Gang setzt. Ein Phänomen der Mode. Claxton arbeitete wie ein Modefotograf: Er stellte Sonny Rollins mit Cowboyhut in die Wüste, fotografierte Art Pepper mit seinem Saxofon auf einer der steilen Straßen in San Francisco.

Doch auch die andere, die dokumentarische Seite der Jazzfotografie hat Claxton nicht aufgegeben. Im Herbst 1959 reiste er mit dem deutschen Autor Joachim Berndt kreuz und quer durch die Staaten zu Orten, die für die Entwicklung des Jazz von besonderer Bedeutung waren. Der Ertrag dieser Reise wurde unter dem Titel „Jazzlife“ zu einem lange Zeit vergriffenen Klassiker der Jazzliteratur, den der Taschen-Verlag neulich in einer erweiterten Coffetable-Ausgabe neu auflegte.

Claxton deckt die ganze Palette ab: Auf der dokumentarischen Seite wird die Lebensfreude spürbar, die in den Jazzkellern blüht. Momentaufnahmen aus Kirchen und Konzertsälen strotzen vor der gleichen Intensität wie die Musikerportraits, deren Vielfalt das Nebeneinander aller Stil- und Altersklassen verdeutlicht. Auf der Ebene der Fotografie ist Claxton mit „Jazzlife“ eine umfassende Darstellung des Jazz gelungen. Eine Darstellung, in der sich Gegenwart und Vergangenheit, Dokument und Mythos, Reportage und Lifestyle so eng verschränken, dass sie über die Gegenwart hinaus Bestand haben wird, so lange die zarten Rauchkringel durch den Jazz wehen.

**JAZZLIFE**

von William Claxton, Taschen, 700 S., 150 €